

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 29 (1947)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
 Einzelnummern kosten 20 Rappen / **Erhältlich** auch in sämtlichen Buchhof-Stationen
Abonnements-Eingangsungen auf Postfach-Ronto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft "Schweizer Frauenblatt", Zürich
 Infanten-Annahme: August Gise A.-G., Stadthausstr. 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75. Postfach-Ronto VIII 12433
 Administration, Druck und Expedition: Buchverlag Winterthur AG, Telefon 22 22 52, Postfach-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Zeile, 10 Meterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / **Reklamen:** Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / **Chiffregebühren:** 50 Rp. / **Keine Verbindlichkeit** für Placierungsberechnungen der Inserate - **Inseratenschluß** Montag abend

Bitte

Vor uns der Jammer,
 Um uns die Not.
 In uns das Dunkel,
 Ob uns der Tod.
 Und was wir bauen
 Ein Haus, ein Staub,
 Und was wir lieben
 Des Grabes Raub.
 Das goldne Leben
 Ein eiter Spott —
 Hilf uns vom Tode
 Du starker Gott!
 Ach laß es tagen!
 Laß endlich hell
 Die Welt durchfluten
 Den Sonnenquell.

Gottfried Bohnenbluß.

Zur Bundesfeierstimmung

Die Bundesfeierstimmung ist dieses Jahr für die berufliche Bildung Gebrechlicher und für die Krebsbekämpfung bestimmt. Durch die berufliche Bildung Gebrechlicher sollen diese in ihrem Fortkommen behinderten Mitmenschen in die Lage versetzt werden, einen eigenen und für sie geeigneten Beruf zu erlernen, um sich eine Lebensgrundlage zu schaffen und in ihrer beruflichen Arbeit Freude und Begeisterung zu finden. Aus dem der Krebsbekämpfung zugeordneten Beitrag der Sammlung sollen der wissenschaftlichen Krebsforschung vermehrte Mittel zugewendet und an die Behandlungskosten bedürftiger Krebskranker Beiträge ausgerichtet werden, nötigenfalls auch an die Familien der Kranken. Das Schweizerrotz hat während des Krieges und nach dem Krieg immer wieder bewundernswürdige Beweise seiner nie ermüdenden Großherzigkeit erbracht. Ich bin überzeugt, daß unser Volk auch bei der bevorstehenden Bundesfeierstimmung, die so eben und so schönen Taten zugeordnet ist, die gleiche Hochherzigkeit wiederum bezeugen wird. Von ganzem Herzen empfehle ich die Sammlung dem Wohlwollen und der Hilfsbereitschaft aller Eidgenossen.

Philipp Etter, Bundespräsident

Wie fünf Mädchen im Brantwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte
 Von Jeremias Gottlieb

Die fihende Lebensart, dazu die schweren Speisen der Landleute, welche sie, obgleich nicht schwer arbeitend, doch mitgehen müssen, die kalten Güsse, welche sie anfangen haben, oder die heißen, wenn sie am Morgen bei heissem Wetter auf die Gasse mühen, haben schon gar manche Mädchen ins Grab gebracht. Es steht das Blut, kein Umlauf, wird gebremst, und böses Blut ist wohl die böseste Krankheit, führt bald zu langen Martern, bald zu schnellem Tode. Wenn dann zu diesem noch der Brantwein kommt bei einer Mädchen, der das Blut so schwer und schwarz macht, wenn man ihn nicht herauszuweisen kann, so mag man sich denken, was das hinausführt.

Ich glaube nicht, daß alle Mädchen Brantwein trinken, ja, ich besenne, daß ich zuzeiten selbst einen nehme, wenn es hart oder kalte Arbeit gibt oder an einem nebligen Morgen ein langer Winter; und doch ist mir da über mich noch nicht gekommen, habe ich nie empfunden. Aber wer eine Gewohnheit daraus macht, verliert, ich glaube es, wer die Gewohnheit dreht, daß man, muß ganz aufhören, halb kann er nicht, ich glaube es; und wer ein Stübchen oder ist, eine fihende Lebensart führt, ein auf einen Fleck bindendes Hand-

Seimat

Zum 1. August 1947

El. St. Es ist beinahe nicht zu glauben, daß heute schon wieder unser Bundesfeiertag angebrochen ist, daß heute Abend schon wieder die Glocken über das ganze Land, von Berg zu Tal, von Stadt zu Land klingen werden, um das Loblied des Vaterlandes zu singen.

Schließlich und nichtern, wie der Schweizer nun einmal ist, feiert er diesen Feiertag vorerst mit der Erwägung von mindestens einem halben Arbeitsstag, um erst am Nachmittag und gegen den Abend einer festlichen und wohlwollenden Stimmung das Recht zu geben, an die Stelle des Alltags zu treten. Dann aber, wie mit einem Schlag zieht über das ganze Land eine fihende Freiheit, eine fremde Dankbarkeit und überall fühlst man es: heut ist hohe Zeit!

In Dörfern und Städten sammelt sich die Bevölkerung, um im Schein der Fackeln und Funken und mit den obligaten Frühen und Schwärmen zwischen den Beinen patriotische Lieber und eine patriotische, rüh- und ausdauernde Rede anzuhören, die ihr einmal mehr zum Bewußtsein bringen soll, für wie Vieles wir auch im vergangenen Bundesjahr unserem Herrgott zu danken haben. Wenn wir auch, wie vor einem Jahr ein Gefühl der Bedrückung angesichts der allgemeinen Weltlage, der ergebnislosen Konferenzen, der Zersplitterung so vieler guter Vorhaben und Absichten nie ganz los wurden, so durften wir Schweizer doch wieder ein Jahr lang ungestört arbeiten und ein wenig am Aufbau der Welt mitwirken. Es soll nicht ein Wagemut sein dessen, was wir tun, wenn wir heute jener gedanken, die in nicht erkländer Ausdauer immer wieder die guten Kräfte des Bundes zum Ausbruch aufweisen um unsere Hilfe an das darbenende Ausland weiterleiten zu können: Moses Kreuz, Schweizerkruz, Evangelisches Hilfswort, Caritas, Arbeiter-Hilfsdienst und wie sie alle heißen mögen. Wir gebeten der erfolgreichen Arbeit des Hilfsworts der Schweizerfrauen und wissen, daß wir immer und immer wieder aufgerufen werden, in unserer Hilfsbereitschaft nicht müde zu werden. Das politische Bundesjahr hat mit dem Reizitat der Abstimmung am 6. Juli über die WBS eine ganz eigenartige Prägung erhalten. Allen pessimistischen Voraussagen, und allen Unsicherheiten zum Trotz hat das Schweizerrotz in noch nie dagewesener Prägung den Beweis erbracht: Wir sind ein Volk von Brüdern. Mit der Annahme dieses großen Sozialwertes hat es bewiesen, daß es in zwei Weltkriegen etwas gelernt hat; nämlich, daß unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit letzten Endes davon abhängt, daß unser Staat jedem seiner Bürger wirklich zur Heimat wird, in der er sich behütet und geborgen fühlt, in der sich größere Opfer für die Lebensversicherung jedes Einzelnen lohnen und im Notfall sich auf Leben und Tod zu verteidigen. Wohl scheint es

jetzt, daß bei den Beratungen über die Ausführung des Gesetzes Spannungen entstehen zwischen Bund und Kantonen, denn wir dürfen uns der Tatsache nicht verschließen, daß jedes solche Gesetz auf eidgenössischer Grundlage wieder ein Eingriff ist in unser föderalistisches System, dem doch unsere Heimat soviel an Kraft, Originalität und bodenständiger Vaterlands-Verbundenheit verdankt. Es gilt ganz gewiß vorzüglich zu sein in diesen Fragen, das Selbstrecht der Kantone nicht zu vergeraten, denn das sieht unser geliebter Föderalismus aus wie ein gepumptes Duhn, dem eine Feder um die andere ausgerissen wird bis es so weit ist, daß es in der Flamme eines eidgenössischen Zentralismus geschmort werden kann. Da heißt es sicher aufpassen, und auch bei uns Frauen muß gegen die Tendenz gekämpft werden um gewisser allgemein menschlicher Ideal-Forderungen willen Rechte und Pflichten und Freiheiten der souveränen Kantone leichtfertig zu opfern. Ein Bundesstaat wie der unsere kann nur in Frieden und Eintracht gedeihen und auch in schweren Zeiten unverbrüchlich zusammenhalten, wenn die Souveränität jedes einzelnen Kantons so weit als irgend möglich anerkannt und respektiert wird. Auch das Wirtschafts-gesetz, dessen Annahme weniger überwälzend war, wird solche Probleme aufrollen.

Interessant war, und das sei am heutigen Tage noch kurz festgehalten, die Stellungnahme des Kantons Obwalden zur WBS. Und zwar besonders deshalb, weil es hieß, daß die Genossenschaft hauptsächlich von einem Mann und Politiker ausgegangen sei, der in Bern in irgend einer Sache wenig Gehör gefunden und schlecht behandelt worden sei. Wir Frauen haben das mit Staunen registriert, und wir erlauben uns wieder einmal mehr ein sehr großes, und wohl berechtigtes Fragezeichen hinter die berühmte männliche Objektivität — mit der so viele unselbständige denkende und allübergeordnete Frauen immer wieder geblüht werden, — zu setzen. Man hat keinen Erfolg in einer Sache bei den Behörden und leitet sich das Recht ab, einen ganzen Kanton gegen ein notwendiges und segensreiches Sozialgesetz aufzuwiegen! Wo bleibt die Objektivität, dieses Vorrecht der männlichen, politischen Psyche, wo das Verantwortungsgefühl, die eidgenössische Solidarität? Niemand von der Fülle hätte sicher Freude gehabt an seinen Übernahmen — die ihm da wahrlich keinen Ehrenrang auf seinen Altar gelegt haben.

Wohlgut ist es schon und gut am ersten August all diesen zu gebenden, was uns als Volk und Einzelnen ein Jahr lang gelungen ist, was wir recht gemacht haben. Wichtiger aber ist es noch an all die großen Aufgaben zu denken, die auf uns warten. Das ist vor allem die zunehmende Verlotterung einer gewissen Jugend, der verderbende Einfluß der Par-

fiten auf Gesundheit und Moral, der zunehmende Verbrauch von Alkohol in jeder Form. Ja, mit anderthalb geschlossenen Augen und unterantwortlicher Toleranz schaut „man“ höheren und niedrigeren Drogen zu, wie in verfeineter Form das alte, glücklich überwundene Whisky-Geist wieder zunimmt, ja großgezogen wird. Man hört von unglaublichen jugendlichen Verbrechenbanden und wohl jedes von uns spürt, daß es in all diesen Dingen vor allem um eines geht: um den persönlichen Einfluß, den persönlichen Einfluß. Es geht um den persönlichen Mut, überall so ungeschultes, Verkündendes, Verschäfftes, Unrechtes sich in unserem Kreis in irgend einer Form bemerkbar macht, dagegen aufzutreten durch das gute Beispiel. Was mit angehenden mondänen gesellschaftlichen „Moden“, was mit all den Hausbars, den ungeordneten Trinkfritten und Vorrurteilen, an denen so viele zu Grunde gehen. So lange die Männer allein die Gesetze und Vorschriften machen, müssen wir Frauen umso mehr mit den moralischen Kräften arbeiten aus Liebe zu unserer Heimat und ihrer Zukunft.

Mehr noch als vor einem Jahr haben sich die Grenzen und die Wege ins Ausland geöffnet, und wir denken heute auch all der Auslandschweizer, die auf oft schwerem Pöbel all die Jahre gestanden sind und noch stehen. Wir gebeten all jener Kantone und Stützschichten bei uns, denen unsere Ausgabegabe ihr Los erleichtern soll. Auch sie sollen es fühlen dürfen, daß wir wirklich ein Volk von Brüdern sind, gewillt einer des anderen Ratzen und Sorgen tragen zu helfen. Wir wissen, daß heute in der ganzen Welt aufstrebende, zerkende Kräfte am Werke sind, die glauben, die Menschheit dadurch einer besseren Zukunft zuführen zu können, indem sie niedrigeren, was in generationenlanger, mühevoller Arbeit eine auf die christlichen Grundbegriffe gründete, demokratische Weltanschauung aufgebaut hat. Darüber müssen wir uns klar sein, daß eine Schweiz, die ihren Grundbegriffen der persönlichen Freiheit, des gleichen Rechts vor dem Gesetz und der Unterordnung unter den Willen Gottes untreu werden sollte, sehr bald ihre Daseinsberechtigung als freies Volk verlieren müßte. Gewiß wird auch unser Volk noch manche alte Gewohnheit, manches alte Brautrecht revidieren müssen um in der Zusammenarbeit mit all den Völkern die guten Willens sind ein nütliches Glied zu werden. Aber das heißt noch lange nicht, daß Dinge, die sich im Lauf der Geschichte und durch eine lange Tradition für unser Eigen- und unser Zusammenleben mit anderen bewährt haben über Bord geworfen werden müssen, um anderen zu gefallen. Wie im Jübielen für den Einzelnen, so ist es auch für ein Volk ein wichtiges Ding, „ce rester soi même“, die nötige Zivilcourage zu haben nach innen und nach außen. Das diejenigen, die verantwortlich sind für die Gestaltung unserer inneren und äußeren Politik, bleibt die Kraft und die Einsicht haben mögen zu dieser Haltung, und daß unser Volk, statt sich zu zermürben in Partei-, Interessen- und Weltanschauungs-Kämpfen geschlossen an seine wichtigsten Aufgaben, innen und außen treu, dazu möge der 1. August auch

wert, der soll den Brantwein, überhaupt starke Getränke bleiben lassen, sonst ist er verloren, ich glaube es. Ein Schmier zum Beispiel kann ertragen, was einen Weber tötet.

So scheint es mir mit dem armen Stübli zu gehen; es scheint mir bereits das Leben aus seinen äußeren Zellen zu weichen. Die haben leben so kalt und steil aus, daß es einem schaudert bei dem Anblick. Es schüttelt mich bei dem Gedanken, daß es mich anrühre, so eiskalt kommen sie mir vor.

Das Traurigste von allem aber ist, daß das sein Verderben führende Stübli das ihm anvertraute Beiradern auf die gleiche Weise ins Verderben zieht, wie es selbst hineingezogen worden ist.

Bäbeli ist eine Tochter rechtshaffener Leute und mußte von dem allem nichts, was es jetzt mitmacht. Die Leute wollten diese Tochter das Mädchen lernen lassen, es käme ihr immer fommend, meinten sie. Sie hatten gehört, daß Stübli eine gute Mädchen sei, dem meinten fragen sie nichts nach. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie Kinder angefaßt und verderben werden.

So, Gott ist groß, wie der Teufel sagt, und es muß etwas Herrliches in der menschlichen Natur liegen, und Gott muß, wie der schöne Glaube sagt, mit einem jeden Kinde einen Engel auf Erden senden, daß bei der fürstlichen Erziehung so vieler Eltern noch soviel Gutes am Menschen geblieben ist. Erbsi einer ein Hundert gut, oder führt er ein gut Mundwerk, man vertraut ihm ein Kind an und fragt nie, ob er das große, alten Menschen aufgegebenes Hand-werk verhe, aufzuerbauen das Ebenbild Gottes in seiner eigenen Erscheinung. Tausenden würde man keine hun-

der Franken ohne Unterpfand und Bürgschaft anvertrauen, aber ein Kind übergibt man ihnen mit Leib und Seele ohne Bedenken.

Ja, schlechten Meistern, denen alle Partikulare in einer Gemeinde keinen eigenen Schuh anvertrauen würden, vertrauen ganze Gemeinden mit Leib und Seele ihre Kinder an. Man sinnet nicht, was es dem Menschen hilft, wenn er die ganze Welt gemüde und tiefe Schoden an seiner Seele. Man sinnet nicht, wie schwer das Beispiel einwirkt, und wie ganz eine Kinderseele für fremde Einbrüche ist. Man sinnet nicht, daß der eine verlorene Seele bleibt, der vollkommen haben oder schmeiden kann, aber an den neuen Menschen, der in Christo uns vorgebildet ist, keine Hand zu legen weiß.

Darum auch wendet man viel größere Sorgfalt auf die Anlegung der Kapitale als auf die Unterbringung der Kinder. Auf himmelstreichende Weise schickt man Kinder ins Weltkünd, und himmelstreichend bringt man sie in irgendein Kanton unter, und zwar nicht aus Bosheit, sondern weil man wohl weder tennt und Wissen, Pferde und Kühe, aber nicht der Seele Natur und Wesen, und weil man fürchtet, weil man weder tenne und Wissen, Pferde und Kühe, tenne man auch der Seele Natur und Wesen. Aber doppelt töricht ist die Obrigkeit zu nennen, welche diesen Wahn nicht nur bestärkt, sondern in demselben orangt. Da muß wohl, was oben kein soll, unten kommen, die Seele in den Staub, während die Füße gen Himmel gehen.

So hatten auch Bäbelis Eltern nicht darauf geachtet, was Stübli neben seinem Rächen treibe, hatten ihn das Kind übergeben und die Hälfte des Lehrgeldes vorausbezahlt, und wahrscheinlich nun die andere

hälfte auch. Und wenn sie jetzt schon allerlei bemerken sollten, Bäbeli müßte doch bis ans Ende der Lehrzeit bleiben, damit man am Gelde keinen Schaden leide und an nichts Schaden leide, was man sich auszubringen hat. So nun muß Bäbeli mitmachen, was seine Meisterin macht. Es muß Brantwein trinken, weil sie Stübli Kütern schenken, kann daneben auch ihren eigenen haben im gleichen Bett, kann mit ihnen treiben, was es will, aber muß mit sich treiben lassen, was sie wollen, wenn es nicht will ausgelacht sein. So geht das arme Kind einen traurigen Weg, wahrscheinlich seinen Todesweg, und es weiß es nicht. Es hat nichts in sich, das es aufwält, es findet außer sich keine Hand, die es zurücktreibt, es wird vordrückt getrieben wider Willen. Es schüttelt sich, wenn es Brantwein trinkt, es meint, fihend an manchen Morgen über die vergangene Nacht, und doch trinkt es Brantwein und meidet die beweineten Nächte nicht, das arme, arme Kind!

Es müßte doch überhaupt nicht im Kanton Bern ausheilen, sagte ich, eine solche Verderbenzeit finde man nirgends. Nun begreife ich, warum es so herunter hergehe geladen und man allenthalben anfangen, ihn zu verachten und für den schlechtesten zu halten. An andern Orten sehe man doch zu den Kindern, und was man sie fihnt.

Ja, das glaube er nicht, sagte mein feinem Wasser noch immer zulebendes Bäbeli; er glaube das Summ, man sei an vielen andern Orten noch viel schlechter, oder weniger aufrichtig. Er habe mir unverschlamt kein volles Herz geleert. Ich hätte ihm vernünftig und teilnehmend geschrien, und da hätte er mich nicht an den Hofen geschmückt, ob ich ein Bädeli oder

dieses Jahr die Gezeiten und den guten Willen jedes Schneiders und jeder Schneiderin werden mit seinen Fäden und Fäden, seinen Nadeln und seinen Fäden: Diese alle sollen ein Symbol sein für ein weiteres Jahr voll Kraft und Liebe, voll Mut und Freigebigkeit im Dienst der Heimat.

Zwischen Blumen und Insekten

Zum 300. Geburtstag der weltberühmten Basler Künstlerin Sibylla Merian

Ein eigenartiger Zauber geht vom Namen dieser aus Basel stammenden Künstlerin aus, ein Zauber, gewoben aus Duft von Blumen und dem Zirpen von Insekten, dem ihr Vögel in unerschöpflicher Schönheit vor über 250 Jahren dauerndes Leben gab. Wohl waren ihr selbst damals ihre in Kupfer geschnitten und kolorierten Bilder nur Aufzeichnungen der Natur, mit dem sie ihre Forschungsergebnisse über die Metamorphose der Insekten sichtbar machen konnte, die Lebensbedingungen der kleinen und niedrigen Kreatur aufzeigen wollte. Wir Menschen der Gegenwart leben aber in ihren bunten Kupferdrucken mehr als Aufwachen und Unterricht, sondern erleben diese Bilder als Kunstwerke, die uns immer und immer wieder gefangen nehmen.

Schlagen wir ihre beiden Hauptwerke auf, die farbigen Illuminierten Exemplare, welche von den Lepidopteren als große Kostbarkeiten geschätzt werden, so erschliessen wir fast vor der ersten und naturhistorischen Lebensgeschichte Maria Sibylla Merians mit welcher sie jene Wesen darstellte, an denen wir nur allzu gerne achlos vorbeigehen und ihre Schönheit nicht beachten. Ihre Raupen, Puppen, Moten und Schmetterlinge sind mit einer gewissen Anmut dargestellt, ihre Lebensbedingungen mit einer Treue, die heute noch bewundernswürdig ist. In dieser kleinen Welt wird Sibylla Merian weiterleben, mag die wissenschaftlich-entomologische Forschung über ihre Erkenntnisse längst hinausgeschritten sein, so steht sie mit ihrem heidnischen Werk doch am Beginn der Schweizerischen Naturforschung und sie war eines jener bedeutenden Bindeglieder in der Kette wissenschaftlicher Erkenntnisse, vor allem eben für ihre Zeit, das 17. Jahrhundert, wurde sie doch von dem großen schweizerischen Naturforscher Carl von Linné in seinen Werken mit Achtung und Anerkennung bedacht.

Mit einer für ihre Zeit und vor allem für die Wissenschaft erstaunlichen Gründlichkeit widmete sie ihre Jahre der Erforschung der Schmetterlinge. In ihrer Tätigkeit lag es zusammen, was sie erschaffen hat. So hat sie die Welt zum Beispiel fünf Jahre lang die Lebensbedingungen und die Verwandlungen der Seidenraupen, dann erst legte sie ihre Beobachtungen schriftlich nieder. Mit unermüdlichem Eifer füllte sie ihre Insekten in Kästen und Böden, fang und pflegte was ihr zugänglich war. Wie sehr ihr die Erforschung der Insektenwelt Lebensaufgabe geworden war, beweist der Umstand, daß sie sich für jeden männlichen Schmetterling als Zweijährige in Amsterdam einschiffte, um mit einem Gefäß eine Welle nach Basel zu bringen, um sie zu untersuchen und die Natur der Schmetterlinge eingehend zu erforschen. Das Ergebnis der schmerzhaften Arbeit hat sie in der "Beschreibung der Insekten", das ihren Welt Ruhm noch weitertrug. In diesem Werk gab sie der Welt zum ersten Male in anschaulicher Weise einen Begriff von der erstaunlichen Schönheit tropischer Falter, Blumen, Früchte wie Ananas und Banane. Die äußeren Lebensumstände dieser Frau sind für das 17. Jahrhundert so ungewöhnlich wie ihr Werk. Als Tochter des berühmten Basler Kupferstechers und Verlegers Matthäus Merian, der nach Frankfurt/Main ausgewandert war und dort seine prächtigen Kupferstiche europäischer Städte herausgegeben hatte, die dem namentlichen Kulturhistorischen Interesse für die Arbeiten seiner Enkelin, wurde sie 1647 geboren. Ihren ersten zeichnerischen Unterricht empfing sie von ihrem Stiefvater Anselm Meisels und der väterliche

Verlag, der nicht nur Topographien deutscher Städte, sondern auch Kupferstiche zu medizinischen und naturhistorischen Werken herausgab, vermittelte dem aufstrebenden Mädchen mangelnde Anregungen. 1665 heiratete sie den Nürnberger Maler Andreas Straß, den sie zwei Jahre später in Zusammenarbeit mit ihrem Gatten gab in Eigenverlag ihr erstes großes Werk "Der Raupen wunderbare Verwandlung" im Jahre 1679 heraus, das mit 50 handkolorierten Kupfern versehen war. Nach zwanzigjähriger Ehe trübte sich das anfängliche Glück und Sibylla verließ mit ihren beiden Töchtern ihren Mann, um sich nach Holland zu begeben. Und in dem damals sehr fruchtbaren Land kam sie zum ersten Male mit den Produkten und Erzeugnissen aus den Kolonien in Berührung. Eine Sammlung exotischer Schmetterlinge des Amsterdamer Bürgermeisters Willem Beelaert liess sie beschaffen, die in ihrem hässlichen, aber aufwändigen Wandbehang der Tropen selbst aufzuwachen, und dort der kleinen Welt der Insekten nachspüren. Ausgerüstet mit neuen Kenntnissen, die sich bei dem damals bedeutendsten holländischen Insektenforscher Jan Swammerdam (1637-80), erworben hatte, schiffte sie sich 1689 mit

ihrer Tochter Johanna in Amsterdam ein und gelangte nach zweimonatiger beschwerlicher Seereise nach Surinam, wo sie zwei Jahre lang der herrlichen Pflanzenwelt, den Schmetterlingen, Schlangen, Spinnen und tropischen Insekten nachspürte, mit ihrem Stift gezeichnet alles auf dem Papier festhielt. 1707 gab sie nach Europa zurückgekehrt, ihre Studien in ihrem "Metamorphose Metamorphose Insectorum Surinamensium" heraus, dem nach der lateinischen Ausgabe noch nach ihrem 1717 erfolgten Tode folgte in holländischer, deutscher und französischer Sprache folgten, damit ihre europäischen Rühm begünstigt. Das erste und letzte Zukunftswort ihres Vaters: "Mein Andenken wird nicht untergehen, denn man wird einst sagen, daß ich Merians Tochter" ging damit in Erfüllung, und der bekannte Schriftsteller und feinsinnige Naturphilosoph Friedrich Schlegel sagte nicht zu Unrecht: "So haben denn auch Jahrhunderte die Lebenskraft ihres Surinamers nicht auslöschen können. Es wird noch lange, wenn nicht für immer, einmalig bleiben, als ein wahres Wunderbuch der Tropen, als ein Buch der Tropenwunder!"

Gab Mathys

Ueber die Zweisprachigkeit im frühen Kindesalter

"Hélène viens ici, mer goud go pochte", so hörte ich letzthin auf der Straße eine wohl in Zürich wohl affirmativste deutsch-mutter-Kindersprache zu hören. Was das Mädchen aus dem Mund sprach, war ich nicht gewiss, doch ich weiß, daß es nicht deutsch war, sondern eine andere Sprache, die in der Welt nicht eben so zweisprachig auszusprechen ist. Wir kann, als ich weiterging, eine Diskussion in den Sinn, die vor Jahren einmal zwischen einigen Psychologen und Pädagogen stattfand über das Thema: Ist es günstig für die Kinder, wenn sie schon vor dem Schulbeginn neben ihrer Heimatprache noch eine Fremdsprache erlernen? Die Meinungen waren geteilt, sie wurden heftig gegeneinander verfochten. Die eine Gruppe verneinte, die andere bejahte die Frage. Die Meinungen urteilten etwa so:

Es ist unmöglich, wenn kleine Kinder schon angelernt werden, sich in zwei Sprachen auszuwirken. Es kann Fälle geben, wo es sich nicht umgehen läßt, aber man sollte im allgemeinen nicht für eine so frühe Zweisprachigkeit eintreten. Der Mensch kann nur eine Vaterprache, nur eine Heimat und auch nur eine Mutterprache haben. Die ersten Kindersprache sind von entscheidendem Einfluß auf die geistigen Beziehungen. Wer in jungen Jahren, in denen die Mutterprache zum vollen Besitz eines Menschen werden soll, zwei Sprachen sprechen lernt, wird zu seiner eine rechte Beziehung bekommen, ja, er wird keine richtig beherrschen lernen. Dem Kind wird also mit einer so frühen Zweisprachigkeit kein Dienst erwiesen, ihnen vielmehr etwas vorenthalten — jene innige Beziehung zur Mutterprache, die einen Menschen durch sein Leben begleiten wird. Sie werden Dilettanten in beiden Sprachen bleiben. Gewiß, der Dilettantismus kann vielleicht recht weitgehend überwinden werden, jedoch es für Augenblicke den Anschein hat, als würden beide Sprachen ausgeglichen gesprochen. Aber der Betreffende selbst wird in späteren Jahren in gar nicht wenigen Fällen zugeben, daß ihm die feinere Beherrschung der Sprache fehlt, diejenige Beherrschung, die eine Mutterprache hat. Außerdem, meinen diese Befürworter, scheint es uns, daß das Nervensystem dieser Kinder dadurch zu stark in Anspruch genommen wird gerade in jenen Kindersprachen, in denen die Fülle der Eindrücke der Außenwelt ohnehin eine große Verdauungskraft zum jungen Erdenbürger verlangt. In jenen Jahren kann es also eine zu große Belastung bedeuten, wenn das Kind zwei Sprachen zu sprechen hat, selbst wenn es den Anschein hat, als ob die Verdauungskraft dieser Aufgabe spielend und ohne Anstrengung gewöhnt wäre. Solange wir nicht wissen, daß nicht Nachteile dadurch entstehen, möchten wir uns nicht zu Empfehlung der Zweisprachigkeit im frühen Alter entschließen.

In der Tat, sagte die andere Gruppe, können wir nicht beweisen, daß eine Ueberanstrengung sicher nicht eintritt. Wir können nur sagen, daß wir viele Fälle kennen, wo uns scheint, daß eine solche Ueberbelastung nicht eingetreten ist. Wenn wir für die Zweisprachigkeit sind, dann jedenfalls nur für körperlich und geistig gesunde Kinder. Außerdem können aufmerksame Eltern es doch beobachten, falls das Kind Zeichen geistiger Ermüdung oder zu großer Anspannung zeigt. Die Befürworter

setzung setzt also voraus, daß die Eltern die Kinder besonders gut beobachten. Aber einer generellen Ablehnung der Zweisprachigkeit wollen wir uns nicht entschließen. Die Vorteile für das heranwachsende Kind sind sehr groß. Wie wieder lernt der Mensch eine Sprache, die korrekte Aussprache ihm ist und schnell wie in den frühen Kindersprachen. Das Gehör scheint sich wie auf einer blauen noch unbeschriebenen Tafel dem kindlichen Gehör einzuprägen. Allerdings bleibt diese Einprägung nur durch die Wiederholung im täglichen Leben erhalten. Ich kenne einen jungen Mann, der von Schweizer Eltern in Japan geboren war. Seine Eltern verstanden kein Wort japanisch. Aber das Kind hatte eine japanische Mutter, mit der es ebenso gut japanisch wie mit den Eltern Schweizerdeutsch sprach. In seinem 4. Lebensjahr zog die Familie wieder in die Schweiz, die Kindersprache blieb in Japan zurück und der Knabe vernahm nie mehr ein japanisches Wort. Als er als junger Mann wieder einmal japanisch hörte, hatte er keine Erinnerung mehr daran, daß er diese Sprache je gehört, geschweige denn selbst gesprochen hatte.

Der Gedanke des Dilettantismus in beiden Sprachen und seine Nachteile lehnen die zweite Gruppe ab. Sie meinen, daß er durch die Beherrschung mit der Muttersprache in der Schule wieder überwunden würde und daß doch erst in der Schulzeit, sich die Beherrschung der Sprache allmählich entwickelt. — Wenn das Kind früh mit zwei Sprachen bekannt gemacht wird, so erlaube man sich jedenfalls nicht, in einem Sprachgemisch mit ihm zu sprechen. Sonst wird das erwachsende Sprachgefühl geschädigt und einer Vermischung des Ausdrucks der beiden bereitet.

Als in einem gewissen Grade wächst das Deutsch-Schweizerdeutsch zweisprachig auf, dem viele von ihnen schon vor der Schulzeit das Hochdeutsche. Aber die einheimische Sprache ist doch dem Hochdeutsche so nahe verwandt, daß wir nicht von einer wirklichen Zweisprachigkeit reden können.

In unserer Zeit, da die räumlichen Entfernungen immer kleiner zu werden scheinen, ist die Kenntnis fremder Sprachen für die jungen Menschen von großer Wichtigkeit, ganz besonders in der zweisprachigen Schweiz. Zwar übertriebt die fluge Französin Madame de Staël, wenn sie schreibt: "Un homme qui sait 4 langues vaut 4 hommes." Aber neben dem Wert für das wirtschaftliche Fortkommen bereichert diese Kenntnis auch außerordentlich die menschliche Persönlichkeit. Goethe sagte einmal: "Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen." Erst die fremde Sprache macht hellhörig für die Möglichkeiten der eigenen und läßt die Vorzüge derselben erkennen. Eine Sprache als Vorzugs- und Muttersprache sollte also der Mensch haben, denn heute vielleicht mehr wie je gilt das Wort Gottfried Kellers:

Vollstund und Sprache sind das Jugendland. Darin die Wälder wachsen und gedeihen, Das Mutterhaus, nach dem sie sehnd schreien. Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand. Ln.

Politisches und Anderes

Mensch und Maschine

Am ganzen Ende ist die Befürzung ob dem furchtbaren Eisenbahnunglück bei Elmstedt groß. Jährlich töten die Eisenbahnen Tausende und viele Menschen sind schwer verletzt, das Sachschaden nicht zu reden. Es scheint zuunterst, daß ein Bahnamer, verzeiht, daß sich auf der eingleisigen Strecke ein Zug nach, am andern Ende das Ausfahrtsignal gab und damit das Unglück herbeiführte. Der Mann hat seinen Dienst während 17 Jahren abgeben, und jetzt — ein Verlangen ist tragischer Art. Eine winzige Geldsumme, leicht in seinem Denz oder Reaktionsvermögen, wie leicht unter dem Einfluß der großen Hitze ... wer kann es sagen? — Wir aber sehen, daß in dem komplizierten technischen Gefüge und bei ausgefüllten, technischen Sicherheitsvorrichtungen, die Leistung des Menschen immer noch ausschlaggebend beteiligt ist. Und wir gedenken dankbar mit Hochachtung der Tausenden von verantwortlich tätigen Eisenbahner, deren präzise Leistungen tageslang, gegen die Vorbereitung zur Befreiung im Schweizerischen Verkehrsleben sind.

Im das möglich?

Der Müller Regierungsrat hat dem Verkehrsminister Grans /Stern/ Erlaubnis erteilt, einen Spielball zu eröffnen, wo das Boule-Spiel unter gewissen Bedingungen gestattet sein wird. Dazu wird bemerkt, daß der Kanton bei der Schließung des Spielplatzes in Sargen seinen solchen mehr habe. Der arme Kanton! Als ob weniger Kurgäste das schöne Boule ohne Spielball auslassen würden. Vielleicht legt man Wert darauf, die Leute von Campione herzu zu verlocken, da mit das Geld im Kande bleibt? Eheren Verheerung des wirtlich höher als der Schuß schwerer Menschen vor der Verlockung, sich und andere unglücklich zu machen?

... "Der Moor kann kommen"

Mit erheblichem rednerischen Schwung haben heute der Parlamentarier erklärt, es sei untragbar die verheiratete Frau im Staatsdienst zu lassen. Man sah in Zeiten großen Angebotes in ihr die Konkurrenz des Mannes, verlor aber solche Argumente mit den 100 bestellten und nicht immer richtig platzierten Argumenten des Familienfriedens. Jetzt, des großen Scherzmanns, was man sich es anders? Wir wachen in Zürich und Gené, hat nun auch in Bern der Gemeinderat beantragt, man solle den Verkauf der Gemeinderäte des Doppelverdienstes untersuchen. Man begründet den Antrag damit, daß bei den Verheirateten namentlich ein starker Anreiz zu Abzehrungen besteht, jedoch die taut. Erziehungsbedürfnisse der Gemeinderäte die Wiedereinstellung verheirateter Lehrerinnen empfiehlt. Da jedoch auch auf andere Gebiete der Mangel an Arbeitskräften besteht, will der Gemeinderat die Aufhebung des Doppelverdienstes auch auf andere Berufsstände ausdehnen. — Der Moor kann gehen, der Moor kann kommen, ganz wie der Arbeitsmarkt jemals beschaffen ist, so werden Gelehrte gefunden und listet. Statt das man der als ständige bedürftigen berufstätigen Frau selbst überläßt, zu wissen, ob sie für können besser im Berufs oder in ihrer Hauswirtschaft einlebe. Viele Frauen werden, wenn sie freie Kräfte haben, gerne dem eigenen Ruhe folgen, man lasse aber die Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeiziehen, der Dienstlichkeit zu folgen, wie sollte und der Frau unwürdig, ein solches Angebot und Rückschritt ist.

Die böse Weinsteuer

Kürzlich sprach sich der Verband Schweiz. Weinimporteure gegen die Getränkesteuer aus. Er ging so weit, zu behaupten, daß eine zusätzliche fiktive Belastung im vorgelegten Ausmaß, eine beträchtliche Verwertung des Weines zur Folge hätte, daß die beherrschenden Kräfte zur Senkung der Besteuerungen unwirksam gemacht würden. (!) Aber wir erfahren andererseits, daß 1946 nicht weniger als 1272000 Hektoliter Wein eingeführt wurden, mehr als je, und 477000 Hektoliter mehr als 1945. Es sieht also nicht so aus, als hätte der Trunksturz oder der Wein und wir vernehmen auch (namentlich nicht von den Importeuren), daß der Durchschnitt der Hektoliter nur 120 Franken kostet. Wenn wir nun auch noch Zoll und andere Abgaben zurechnen, so sieht doch eine so große Differenz zwischen Import- und Verkaufspreis, daß offenbar der Gewinn — auch bei einer Getränkesteuer — wohl nicht gefährdet sein würde.

E. B.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257782

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus

Bequeme Räume

Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkshäuser

ein Genfer oder ein Basler sei, sondern nur aufdringlich seine Meinung gelogt. Er wolle wohl, daß wir Berner hierin dumm seien; Zürcher und Argauer täten ganz anders, die müßten das Ding besser anzusehen und jeden Fremden zu überreden, Leuzersdorf riede bei ihnen geradezu wie an anderen Orten Rütli und Gierätsch. Was die Berner in Mithridat bringe, sei nicht das Volk, sondern das Götter, das immer oben aufschimmte, wenn man die Masse aufträte, in ordentlich Zeiten bis in den Boden; solches Götter sei ich nicht so sehr wie zu Boden, man brauche nur ein wenig ruhig zu sein und aufzuheben zu eilen und unwürdig. Das müßten die Leuzersdörfer aber wohl, darum quälten sie immer und rührten beständig von neuem auf.

Mein, das sei es nicht, sagte ich; ich müßte das Volk wohl von einigen Trinken zu unterscheiden, aber nirgends hätte ich noch von solchen Dingen gehört und gefehen noch fünf Mädchen hinter einer Maß Brantwein stehen.

"Daß ihr gerade diese fünf Mädchen gefehen, ist ein Zufall, Herr, und daß ihr mich gefehen, der ich kein Volk von dem Waile habe, ist ein noch größerer Zufall, Herr. Daß ihr an anderen Orten nicht solches gefehen oder gefehen würdet nicht, denn ihr Herren Reizende und ihr in schwarzen oder guttunen Ruten müßt nicht, was vorgeht im eigentlichen Volk. Dem Volk verfehen gar wenige in die Augen zu augen. So recht auf's Beden hinein. Ich nehme kein Volk vom Waile, Herr, das habe ihr gebürt! Aber ich kenne auch Waile und Freiburger, Argauer und Zürcher, Kantöner und Landknechte, keine hundert-

lich die Länder; aber ich tausche wahrhaftig nicht mit ihnen und untere Mädchen nicht an die gewundenen Bänder und noch an manche andere nicht. Aber wir Berner sind halt zu aufdringlich und sagen es laut, wie wir sind; da schliessen dann die andern herzu und schreien: "Dolt, dolt, sagt erst selbst!" und verdrücken uns dann in der ganzen Welt."

"Ja, aber auch nichts habe ich gefehen, das dem gleich, was von euch zu lesen steht," sagte ich.

"Die, welche schreiben können," sagte er, "kennen gewöhnlich das Volk nicht, und wenn sie es auch kennen, so sind sie eben nicht aufdringlich, was können wir da für, daß wir nicht unter uns haben, die uns kennen von oben bis unten und hinten und vorne und schreien können und dazu aufdringlich sind und, was sie kennen, geradeherauslegen. Ist das eigentlich nicht eine Sache, deren wir uns rühmen sollten, die uns vor anderen bevorzugt. Herr! Und daß wir solche aufdringlichen Menschen nicht tollschlagen, sondern uns gerne von ihnen bei Spiegel vorhalten lassen, ist das nicht ein Zeichen, daß wir zur Besserung reif sind?"

Das Bärenlein war warm geworden, und ich fand für gut, abzugeben, und hat es, daß er mir auf dem Heimweg nach Elia's Gedächtnis zum besten geben möchte. "Eigentlich sollte ich nicht," sagte er, "wenn es so gemeint ist, daß ihr nur fragt, um uns Bernern es aufzurufen. Und doch will ich es tun, aber mit der Bedingung, daß ihr zu Hause prüfen möget, daß Selbstkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist, prüfen, ob diese Vesen auch schon getan haben."

Als wir ein Brautpaar vom Jugend und von einem Vorgelegten Tochter. Unsere verstorbenen Frau

Barren, ein ehemaliges vornehmeres Orangsgeiß, welche vier geführte Grägen von Mädchen hatte, schlang wie ein Pfeil, meinte oft, die ich sehr gar zu gemein aus, es sei schade um das Geiß, sonst wäre es ein gutes Mädchen. Es leuchtete wie die Gesundheit selbst und war immer drei Zoll größer als die größten Kinder seines Alters. Es war auch ein herzogt Kind, und es mochte ein Gefallen tun konnte, schaute es keine Mühe; was es einem Armen eine Wohlthat erweilen konnte, da mußte sie erlangen sein; was es jemand bei Reiter oder Wälder abtrotzte, konnte es mehr Worte noch flüstern. So war es die Fülle der Stolz der Eltern und der Ehrlichkeit aller Zeit. Wenn man das lustige Geiß von weitem sah, so lachte einem das Herz im Leibe, und ich glaube nicht, daß ein einziger Mensch ihm diese allgemeine Liebe vergibt hat.

Einsig dem Schulmeister war die nicht ganz recht. Es trieb in der Schule alles mögliche, nur mit dem Reinen mochte es nichts zu tun haben, und der Schulmeister wollte behaupten, es mochte sich immer näher zu den Büben, als es nötig ist; aber es achtete niemand seiner Zeit.

Als es vierzehn Jahr alt war, nach in schneller Reifezeit seine Mutter. Sie war eine brave Frau gewesen, hatte bei Schweizer Meistern gelehrt, da ihr Mann viel abwesend war, und die Kinder zum Weibchen geholt; freilich das Weibchen in Menschen zu hegen und zu pflegen, hatte sie nicht Sinn, nicht Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludmilla Holzer-Lentner aus Wien

hat während des ersten Weltkrieges als Kriegsfriede in der Schweiz gelebt, jetzt hat sie sich im Saal des Anacletum einem geladenen Publikum als reisende Künstlerin vorgestellt, deren Namen "draußen" schon längst bekannt ist. Sie ist nicht etwa eine von vielen Pianistinnen, denn sie unternimmt es, ihrem Publikum die vortragenden Werke durch das Wort näher zu bringen. Da sich ihr Programm aus vielseitigen Werken zusammenlegt (bestenfalls von Grieg, Chopin, Liszt) scheint dies Verfahren zunächst überflüssig. Aber man muß es erst erleben, wie ihr. Inzwischen, durch Wissen fundierter Eingehen auf die Umstände der Entstehung und musikalische Stimmung des Tonbildes und ihre Verwirklichung im Tonbild den abgeplanteften Hören auftritt und zum Mitgehen zwingt. Ihre eindringliche, poetische Betrachtung hält sich ebenso fern von billigen Anecdoten, wie von lehrhaftem Formelwesen. Hier hieß es für möglich, Griegs "Hochzeitstag auf Troldhaugen", oder Liszts zweite "Ungrische Rhapsodie". Die eine in Traum vorkommen kann), wie etwas Neues erleben zu dürfen? Doch dem ist die Pianistin, durch ihr eigenes Wort befeuert, profitiert vielleicht zuweilen auf dem Klavier etwas stark, aber sie schafft auch eine Rhythmus von ungeachtet Schärfe. Nachkommen kann Ludmilla Holzer nicht, denn zu ihrer Besonderheit gehört sowohl Wissen, wie dichterische Phantasie, und die Gabe der eindringlichen, freien Rede! M. Ronec



(Schluß.)

„El demonio son los hombres
según dicen las mujeres
y por eso quieren ellas
que el demonio se las lleve.“

Alle Männer sind vom Teufel,
wie die holden Frauen sagen,
und just darum wollen diese
sein vom Teufel fortgetragen!


**Spezialgeschäft
für Damen- und Herren-Wäsche**
Große Auswahl, preiswert und beste Qualität!
„Schmidhofs“, Löwenstraße 2, Zürich 1
Tel. 23 68 52

Eine von den vielen, die uns nicht nur gerade noch
den Namen und ein trockenes Bildnis ihrer Erfinden;
hinterlassen hat, sondern vom Licht der Geschichte etwas
plastischer herausmodellirt wurde, ist jene große, eigen-
willig und genügsam aufgeblasene Matron. Dóna Isabella
del Barreto. Diese Galizierin hat es sogar vorüber-
gehend zum Admiral gebracht, dem einzigen weiblichen
Geschlechte, den die Geschichte Beachtung ferner. Vor Mann
hatte sie, wie wir wissen, die Ehre, ein einziges mal
müthig die "Rebeldes" zu bekämpfen. Während der 1588-
1589er Jahre, damals noch jung und leblich, die Salomonen ent-
deckte. Jetzt war er im Jahre 1595 aufs neue an der
Spitze einer Expedition von Peru ausgefallen um
seine frühere Entdeckung wieder aufzufrischen und
Krone zu sichern. Wie auf den Philippinen nördlich
so sollte jetzt auch südlich des Äquators auf den Salo-
monen eine spanische Kolonie entstehen. Aber diesmal
wurde die feine junge Frau mitgenommen und ihre
Krone erlosch. Sie wurde, wie wir wissen, in die
Bord zu nehmen, nämlich jede Brüder und eine ver-
heiratete Schwester mit deren Mann, die in fernerer
der Stellung. So sahen die vier Schiffe, auch mit

Und dennoch, dennoch haben sie's geschafft! Der oft fast graufame Wille dieser Frau, der rätselhaft, leßlich unbeflegbare Selbsterhaltungstrieb, die ruhige Meisterhaft des Blutes, Pedro Fernandez de Quiros, und hinter allem die unerlöschliche Autorität des Königs und der Madonna, sie zwingen den stahlen Kiel des Schiffs immer weiter nach Norden, mit jeder dünnen Stunde mehr dem Ziel entgegen. Nach bitteren Erfahrungen in den Lodronen, wo man so nebenher noch Neuland entdeckt, nach einer unwahrscheinlichen Odyssee

Gewiß, ein kleines Zimmer nur im Madrider Heeresmuseum, das heute an solches Frauentum erinnert. Aber jener leise Raum in der Ecke liegt in Wahrheit an der Ecke des bedeutamen Geschehens. Er wölbt sich dem Wissenden zu hoher Ehrenhalle, durch die alle schreiten müssen, die zu den Sälen des Männeruhms eilen.

[illegible]

Meisterwerke der Kammermusik und des Liedes

des Liedes sich ergehen. Geistig und humorvoll, auf einen tiefenden Wissen und praktischer Erfahrung beruhend, legte er die großen Zusammenhänge dar, aus denen die europäischen Musikstypen hervorgingen. Deren Darstellung folgte jeweils die Ausföhrung entsprechender Werke. Außer diesen täglichen Matinees und den wöchentlichen Konzerten (worunter eines zu Gunsten des Sanatoriums) wurden auch die Sonderkonzerte gern besucht. Dabei besetzte sich unser Referent mit künstlerischer Biegehaltung, während das Pariser Celloensemble, das wir ebenfalls kennen gelernt hatten, eine femle-Spiels bebot. Diese Musiker zu größeren Tournées nicht ablein auf unsern Kontinent allerorts engagiert; sondern bereits auch nach Amerika verpflichtet, zeigten außerordentliche Qualitäten auf. In engster künstlerischer Verbundenheit offenbaren Sinn und Geist alter und neuer Werke, von ihrem besten Spiel geseht ungemeinlich geheimnisvoll, dann wieder überstrahlte Klangwirkung aus; jeder Komposition verlebendigt, durchdringt Wort und Ausdruck, ist es ihnen wie einem Sturm und Wetter, ist es ihnen wie einer Welle, die drückt oder wechmet. Fingerfertig, von solchen Musikern, fügen sich auch andere Künstler bedeutungslos in dieses Ensemble symphonischer Musiker und Menschen. So posste der junge, preisgetrönte Neuenburger flötist G. A. Nicolet herrlich zu seiner jeweiligen Partnern, desgleichen der Oboist Marcel Gaillard und der Klarinetist Emile Fagnanelli, beide vom Jüngeren Tonbekehrtenführer der französischen Musik. Einem unserer Redner, R. Belland, wurde, schloß ich, ein Embryo einer neuen Nummermusik prägnant interpretiert. — Eine gewichtige Aufgabe steht unsrer Mitteilern auf.

H. Lr.

Ein Sommertag. Ich lag im Gras
Und dachte nach. So weiß nicht was,
Wohl über Menschen Los und Glück
Und steht im Wort davon ein Stück.
Da schaut ich plötzlich ungewillt
In meines Ringes Steines Bild.
Im schwarzen, glatten Edelglas
Bewegt sich lelle grünes Gras.
Die Halme stehen und wiegen sich.
Die Blumen wehn so köstlich,
Und wenn ich leich den Finger dreh'
So taucht empor ein blauer See.
Ein kleines, tiefes Wunderland
Umfloßt des Steines goldner Rand.

Ich habe später mich gefragt,
Was dieser Spuk mir wohl gesagt.
Ich glaub' ich weiß: Du siehst ein G
Und sinnst und denkst — und kommst
Du findest dann in deiner Näh'
Den tiefen, gramumränzten See.
Der dir aus fremdem Glas erläng't,
Von Gold umrandet und begrenzt.
Doch müßtest du, wie's wirklich ist,
Du läßt, daß du betrogen bist.
Die Halme steh'n im offenen Feld.
Die Bläue ist das Himmelsgest.

genwärtigen Lage junge Mädchen, die die nötige Reife besitzen, vorübergehend mit 19 Jahren, anfangt erst mit 20, in die Schulen aufzunehmen, trotzdem durch langjährige Erfahrung befähigt, lieber am bisherigen Modus festhalten möchten. Einmütig wird befürwortet, der zweijährigen Gehzeit ein drittes, sogenanntes Bewährungsjahr anzufügen, währenddem die Schülerinnen in gewissen Spitälern und Heimen ihr Wissen erweitern und festigen können, unter Beziehung eines Gehaltens, das sich demjenigen der fertigen Schwestern nähert.

Gegenwärtig findet in Bern der fünfte vom Berufsverband, diesmal in Verbindung mit der Bildungsstätte für soziale Arbeit, durchgeführte Sänglingsfürsorgekurs seinen Abschluß. Während drei Monaten sind

32, aus allen Teilen der Schweiz stammende, Waisen- und Sänglingspflegerinnen, Mitglieder des Verbandes, durch geeignete Dozenten in das Gebiet der Fürsorgearbeit, im besonderen dasjenige der Sänglingsfürsorge und Mütterberatung, eingeführt worden. Dem theoretischen Teil folgt nun ein dreimonatliches Praktikum in einer der verschiedenen Sänglingsfürsorgestellen des Landes. Der Schweizerische Verband diplomierter Schwestern für Waisen-, Sänglings- und Kinderpflege hofft durch die Bereitstellung von gut ausgebildetem Personal den Bestrebungen der offenen Sänglingsfürsorge zu dienen und wünscht, daß jede der Fürsorgeeinrichtungen möglichst bald das ihren neuem Methoden entsprechenden Arbeitsgebiet finden möge.

M. R.

Kleine Rundschau

Aus dem Weltbund der Pfadfinderinnen

Der Weltbund der Pfadfinderinnen hat eine erste Equipe ausgerüstet, die nun während zwei Monaten in Österreich arbeiten konnte. Die Pfadfinderinnen Irlands haben dem Weltbund einen geschlossenen Lastwagen geschenkt, der dann in London, am Sitz des Weltbüros, noch mit allem nötigen Material, Zelten, Kochausrüstung, Übungsmaterial, Fächer und vieles andere mehr, für die 2-3 monatige Reise ausgerüstet wurde. Die Equipe bestand aus einer englischen, einer irischen und einer französischen Füh-

rerin. Durch Frankreich und die Schweiz ging die Fahrt direkt bis nach Regensburg, wo als Equipenleiterin, die Zürcher Hauptführerin, sie erwartete. Die Reise durch Österreich verlief ohne doppelten Zweck, gilt es doch einerseits den vielen noch immer zu den displaced persons in Österreich zählenden Pfadfinderinnen Hilfe zu bringen und andererseits auch den österreichischen Pfadfinderinnen selbst neuen Mut zu geben und Anregungen zu bringen.

Preisaus schreiben der Aargauischen Mundartbühne

(Mitg.) Auf die Ausschreibung der Aargauischen Mundartbühne zur Erlangung Bühnenreifer Stücke sind 29 Arbeiten eingelaufen und von der Jury unter dem Vorsitz von Herrn Geller geprüft worden. Mit dem ersten Preis von 800 Fr. wurde Jakob Steiner, Bern, für sein Stück „Landdienst“ ausgezeichnet; einen zweiten Preis im gleichen Rang wurde Frau Mathilde Lejeune, Rölliken, für das Spiel „D' Magd“ und Jakob Steiner für seine politische Komödie „Marisch uf Bern“ zugelassen, während Wolf Hallers „Mundartstücker“ und Hermann Wehrli's Spiel „De Glucksbrieff“ gleichrangig mit einem dritten Preis ausgezeichnet wurden.

Die Frau im diplomatischen Dienst

Holland

Am Freitagen P. A. C. Schimmelpenninck ist für ihre Arbeit und für die Dauer ihrer Anstellung an der Gesandtschaft in Washington der persönliche Titel „Ambassaderetirant“ zugelassen worden.

Freiherren Schimmelpenninck war Privatsekretärin des bekannten Ministers van Kleffens, welcher jetzt Ambassadeur in Washington ist. Sie hat noch immer diesen Posten inne und hat wegen ihrer trefflichen Arbeit den Titel erhalten. W. W. F. D.

Moderne Jugend

Es wird über die Nachkriegsjugend vieles gesagt. Oft selber nicht ungescheiterte. Es gibt aber auch ganz andere Symptome. Auf der bekannten Insel Norderen, die durch alliierte Bombardements so schwer getroffen wurde, damit Europa befreit werden könnte, waren momentan 250 Studenten von verschiedener Nationalität um den von Meereswasser über den einst fruchtbaren Boden gipfelten Sand zu entfernen. — Mittenhalb Stunden täglich wird gearbeitet und „wie arbeiten wie Pferde“, sagt der aus Arbeiterkreisen stammende Aufseher.

Auf einer anderen Insel in der Provinz Zeeland arbeiten hundert Studentinnen verschiedener Nationalität, um die Beerenkerne zu sälen. Die Unterrichts- und der Wiederaufbauminister sind hingefahren und haben der studierenden Jugend den Dank des Landes gebracht. W. W. F. D.

Redaktion

Grau El. Studer u. Goumoens, St. Georgesstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Gesellschaft Schweizer Frauenblatt: Dr. med. h. c. Elise Zühlín-Eppler, Rildberg (Zürich)

Um im Sommer nicht schlaff zu werden ... Ovosomaltine-kalt ... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wander A. G. Bern

Bewährte Bezugsquellen

A. HUTZLI

Lorrainestrasse 32, Telefon 321 13 BERN

Feinbäckerei, Konditorei

„Wir sind dazu da, um uns gegenseitig zu helfen und zu dienen“
das gutempfohlene Vertrauensgeschäft

FREY & CO., ZÜRICH

Telephon 23 38 43

Conserven, Kolonialwaren, Frischobst

Gemüse und Süßfrüchte en gros

Fabrik-Depot für

Lenzburger Conserven

E. Kellenberger Söhne, Zürich

Hohlstrasse 110, Tel. 23 87 96

Landesprodukte, Früchte und Gemüse en gros



Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne Dampfkochof „Securo“

Damit kochen Sie zehnmal schneller. Wir liefern ab Lager!



SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE



J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

AROMI-ZWIEBELSAFT

für jedermann unentbehrlich!

AROMI-ZWIEBELSAFT

ist aus frischen Speisewiebeln hergestellt und im Gebrauch wie frische Speisewiebeln.

Warum denn noch Zwiebeln rüsten?

AROMI-ZWIEBELSAFT

würzt besser und schmackhafter. Kein aufdringlicher Zwiebelgeruch mehr

Hören Sie die Urteile:

Was sagt ein Arzt, eine Autorität in Ernährungsfragen?
Herr Dr. med. Franklin Bircher:

Wir haben mit dem AROMI-Zwiebelsaft sehr gute Erfahrungen gemacht und sind überzeugt, daß dieses Produkt eine große Zukunft haben wird, ist es doch im Gebrauch wie frische Zwiebeln.

Was sagt der große Meister der Kochkunst?
Herr Ch. Michel, Zunfthaus zur Zimmerleuten, Zürich:

Dieser Zwiebelsaft gibt hauptsächlich den kalten Speisen, wie Mayonnaise, Salatsauce, Hors-d'œuvre, Gemüse- und Kartoffelsalate, einen sehr feinen Geschmack. Dem fertig zubereiteten Risotto geben einige Tropfen Zwiebelsaft ein ausgezeichnetes Aroma. — Dieser Geschmack ist weniger aufdringlich als der Geschmack der gehackten Rohzwiebel. Es handelt sich um ein Produkt, das in jeder Hinsicht reell ist. Dieser Zwiebelsaft wird seinen Weg finden durch seine gute Qualität und praktische Verwendungsmöglichkeit.



Aromi-Zwiebelsaft erhalten Sie in den Lebensmittelgeschäften / Für Großküchen Lieferung von Flaschen für Großverbraucher durch Aromi-Produkte-Vertrieb, Otto Fäster, Wallisellenstr. 258, Zürich 50, Tel. 46 54 78



Ein Traubensaft von besonderer Klasse

OBSTVERWERTUNGSGESELLSCHAFT BISCHOFSEZEL



Hotz A.G. TEIGWAREN
sind vorzüglich

Institut MINERVA Zürich

Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfenkurs

Das Vertrauenshaus für
BETT-TISCH- und
KUCHENWASCHE
in Leinen und Halbleinen

Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

FÜR GUTE UHREN



CHRONOMETRIE ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 31 GEG. 1800

#Schwarzenbach

Telephon 241714 Zürich 1 Münsterstrasse 19
Eigene modernste Kaffee-Rösterei
Filiale in Winterthur

Kolonialwaren, Conserven
Süßfrüchte, Dörrobst, Eier

Bekannt billigste Preise Streng reelle Bedienung

Tapeten A.G.

ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Giger-Kaffee

ist Qualitäts-Kaffee



HANS GIGER, BERN

Lebensmittel-Großimport
Gutenbergsstrasse 3 Telefon 227 95



Der heimelige
Teeräum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH